

Anna Mitgutsch

**Die Welt, die Rätsel bleibt**



Anna Mitgutsch

## Die Welt, die Rätsel bleibt

*Essays*

über Elias Canetti, Paul Celan, Emily Dickinson,  
Franz Kafka, Imre Kertész, Herman Melville,  
Amos Oz, Sylvia Plath, Rainer Maria Rilke u.v.a.

Luchterhand



# Inhalt

## I.

### PORTRÄTS

- 9 Wann weiß man, daß das Warten sich nicht mehr lohnt? Nachgetragener Brief an Sylvia Plath
- 29 Wenn man ein anderer wird, wechselt man den Namen. Melville-Monologe
- 51 Die erste Verletzung. Der Tod im Werk von Elias Canetti
- 79 In Arkadien nach Utopien schmachten. Die Kibbuz-Romane von Amos Oz
- 109 Die Frau am Fenster. Marlen Haushofer
- 127 Der Gestus der Vergeblichkeit. Über Franz Rieger
- 143 Die rätselhaften Schweiger. Bartleby und Bonze Schweig
- 159 Byzantinische Madonna. Isabella Stewart Gardner

## II.

### LITERATUR

- 167 Erinnern und Erfinden. Die Fiktionalisierung der Erfahrung.
- 199 Die Grenzen der Integrität. Überlegungen zur Situation der Künstler und Schriftsteller in totalitären Diktaturen

231 Die Welt ist voller Bilder, und in welche Bilder  
wir geraten, entscheidet unser Leben

III.

TRANSZENDENZ

255 Die Welt, die Rätsel bleibt

285 Weltinnenraum

311 Der Abgrund

IV.

FREMDSEIN

341 Die Gesichter des Fremden

361 Auch Gott ist ein Fremder

375 In zwei Sprachen leben

395 NACHWEISE

I.  
**PORTRÄTS**



**Wann weiß man, daß das Warten sich nicht mehr lohnt?  
Nachgetragener Brief an Sylvia Plath**

*Braucht Kunst die Legitimität durch das Leben?  
Braucht Kunst eine Rechtfertigung?*

Es ist so viel über Dich gesagt worden, Psychologisches, Ideologisches, Hymnisches, Besserwisserisches, Verächtliches. Man hat Dich für vieles mißbraucht, ohne zu fragen, ob es Dir recht gewesen wäre, dafür einzustehen. Wärest Du Feministin geworden, wenn Du zehn Jahre länger gelebt hättest? Wer wärest Du zehn Jahre später gewesen, alleinerziehende Mutter pubertierender Kinder, Dichterin mit wechselnden Erfolgen, die Geliebte eines einflußreichen Mannes im Literaturbetrieb? Hättest Du die Spekulationen Deiner posthumen Biographinnen gutgeheißen, die Dein Werk im Licht der Psychoanalyse als Ausdruck eines durch Kindheitstraumata tief verletzten Ichs interpretierten oder der Feministinnen, die Dich als Opfer nicht bloß *eines* egoistischen Mannes sahen, sondern des gesamten Patriarchats? Am meisten hat Deine Biographen fasziniert, daß es scheinbar nichts gab, das

Dir zu privat war, um es für Deine Gedichte zu plündern. Deine Kinder, Dein Mann, Freunde, die Mutter und vor allem der Vater, und immer mit kaltem, unbestechlichem Blick, keine Freundlichkeit konnte Dein Urteil mildern. Der wilde Zorn, den sie nicht verdienten, mit dem Du sie alle zerstückeltest, ertränkest, zu Stein werden ließest, aber immer warst Du zuallererst Dein eigenes Opfer. Dein Leben, zerlegt in die Mutmaßungen Deiner Betrachter, überwuchert Dein Werk und entstellt es, einzelne Zeilen Deiner Gedichte dienten als Banner für ideologische Kriege, psychologische Schuldzuschreibungen, verzweifelte Hilferufe: »Sterben / ist eine Kunst ... / ich mache es ausnehmend gut.«<sup>1</sup> Für Schmerzempfindungen, die das Leben nach sich zieht, hast Du Bilder gefunden, die Deinen Nachahmerinnen, Voyeurinnen ihrer eigenen Vernichtung, den Schritt über den Rand vorführten, ohne daß sie ihn gehen mußten. Woher kam die Wucht, die Wut Deiner letzten Gedichte? Am Ende bleibt immer noch die Frage, die sie Dich nicht mehr fragen konnten, woher nahmst Du das Recht auf Deinen Freitod? Die Frau, die Dich von der Seite Deines Mannes drängte und Deinen Platz doch nicht halten konnte, nahm ihr Kind mit in den Tod, aber sie hinterließ keine Gedichte.

Braucht Kunst die Legitimation durch das Leben? Braucht Kunst eine Rechtfertigung? Was ist die Wirklichkeit für die Kunst, wenn nicht Rohmaterial, der feste Boden, von dem sie abhebt, Szenerie, wahrgenommen mit überreizten Sinnen und von Empfindungen durchtränkt, die sich von ihrer Schwerkraft zu befreien suchen? Immer von neuem haben Deine Biographen Dein Leben seziiert

und sich gefragt: War Dein Tod vermeidbar? Mit distanzierendem Blick und im Dienst einer Botschaft, die nichts mit Deinem Leben und noch weniger mit Deiner Kunst zu tun hat, haben sie Dich entweder zur Märtyrerin erklärt oder Deine Unreife beklagt. Wer machte sich die Mühe, sich vorzustellen, was Du zum Dichten brauchtest, wonach Du vielleicht süchtig warst, dieses Gefühl, vom Boden der Wirklichkeit abzuheben, dieses übersteigerte Lebensgefühl, das Dich aus Deinem Alltag riß und in die Selbstvernichtung stieß? Das Aufheben des Lebens im Schreiben war für Dich keine psychoanalytische Metapher, keine Sublimierung, sondern Befreiung vom Leben, keiner Wirklichkeit mehr verpflichtet, zu nichts verpflichtet als zu Deiner Kunst. Die Skrupellosigkeit dem Leben gegenüber ist Deinen Biographen zu Recht suspekt, sie ist die unverzeihliche Sünde der Dichterin, ihre Treulosigkeit der Wirklichkeit gegenüber. Gibt es einen Realismus der Gefühle? Wer hätte das Monopol auf ihre Verwaltung? Wann ist die Reaktion auf Schmerz eine Übertreibung, wann wird Leiden schamlos?

Du hast uns das Sterben öffentlich vorgeführt, zornig und böse und ohne ein einziges Mal zu verzeihen, und wir haben es atemlos und gierig verfolgt und nicht verstanden, daß Deine Wut auch uns galt, die wir Dir aus der sicheren Entfernung des Kunstgenusses dabei zusahen und unsere überlegenen Schlüsse zogen. Die meiste Zeit Deines Lebens hast Du bei jeder Zeile das Publikum im Nacken gespürt, hast Dich ihm geschmeidig unterworfen und perfekte Gedichte und Geschichten hervorgebracht, Erfolg mit Zugeständnissen erkaufte, und Deinen Namen in In-

haltsverzeichnissen und auf Buchumschlägen für Glück gehalten. Du warst jung und ehrgeizig und wolltest geliebt werden. Bis Du Dich am Schluß so weit von der Welt und Deinem harmlos wohlwollenden Publikum entfernt hattest, daß es wie ein ins All davonrasender Planet bedeutungslos wurde. Gab es da neben der Verzweiflung, der wachsenden Angst nicht auch ein schwindelerregendes Gefühl der Befreiung, ein Delirium des Triumphs?

Jetzt fliegt sie  
Schrecklicher als je zuvor  
Eine rote Narbe am Himmel, ein roter Komet  
Über der Maschine  
Die sie getötet hat  
Dem Mausoleum, dem Wachskabinett<sup>2</sup>

Am Ende hast Du den ungleichen Kampf zwischen Kunst und Leben, zwischen Bindung und Freiheit zugunsten der Kunst entschieden. Man nahm es Dir übel und bewunderte Dich im Geheimen für die Tollkühnheit, mit der Du Leben und Bindung hingabst für ein paar Metaphern, die so wirklich wurden, daß sie Dich aus dem Leben holten, eine tödliche Konsequenz. Wer wäre so vermessen und so ahnungslos zu sagen, der Einsatz wäre zu hoch gewesen und hätte sich nicht gelohnt? Was am Ende zählte, waren die Worte, an denen Du Dich abseilstest in einen unbekanntem, anderen Zustand, der Dich anzog und gewiß auch erschreckte. Die Worte waren es, nicht der Tod, Worte, die Du wie Schätze bargst und kühn zu Bildern zusammensetztest, die Dir den Atem nahmen, so neu, so un-

erwartet, so überwältigend waren sie. Wie die Geburt Deiner Kinder: soviel Schönheit und ganz meine Geschöpfe! Aber zwischen den Bildern wucherte zuviel Leben, zuviel Alltag, und die Wut wuchs, mit der Du sie ausrupftest wie Unkraut:

So viel Plunder  
Um ein Jahrzehnt zu vernichten  
So viele Millionen von Fasern.<sup>3</sup>

Die Bilder blieben stehen und dunkelten nach, Du stelltest sie rund um Dich auf, als Tröstungen und als Ersatz für das Leben. Immer wieder hast Du das Leben verdichtet, gekeltert auf das Destillat Deiner Bilder, entvölkerte Landschaften, in der Tiere und Menschen zu Stein erstarren und Felsen seltene Blüten treiben. Ins einzig mögliche große Aufatmen nach dem Leben, noch mittendrin, aber die Verantwortung dafür wie schweres Gepäck aufgegeben und selbst ganz leicht, nicht einmal beschwert von denen, die Du liebtest.

Jeden Morgen zwischen vier und sieben Uhr früh hast Du Dich so vom Leben befreit, von Dir selber, von der Wirklichkeit Deiner winterlichen Londoner Wohnung, Deiner Verlassenheit, und die Wut in Dir aufsteigen lassen, nicht zu trennen von dem Glück, das die leuchtenden Bilder einer mörderischen Gewalt hervortrieb. War es diese Wut der Verzweiflung, die, selbst unter Verschuß gehalten, die Menschen aus Deiner Nähe vertrieb? Du hast Dich nicht geschont, hast Dich mitreißen lassen, jeden Morgen den Boden Deiner alltäglichen Wirklichkeit, Deinen Kör-

per zu verlassen, in immer neuen Variationen der Selbstentäußerung:

Asche, Asche – du stocherst und schürst.  
Fleisch, Knochen, nichts mehr da.<sup>4</sup>

Aber was kommt, wenn man das Leben zurückläßt? Noch nicht der Tod, der Tod kommt noch nicht vor, er ist nur eine Chiffre. Gibt es denn Namen für jenen Zustand, in dem Du mit schmerzhafter Klarheit bei Dir bist und zugleich unendlich weit von Dir selber entfernt, diesen unbekanntem Rausch, der der Liebe ähnelt, in dem zu verharren tödlich, aus dem zu fallen unerträglich ist? Er ist der Ersatz für alles, was Dir das Leben angetan hat, ob wirklich oder nur eingebildet, wer hätte das Recht, das zu entscheiden? Die Biographen haben es versucht, für Dich jedoch war alles gleich wirklich, der erlittene Schmerz, das erfahrene Glück und das, was Du fühltest. Die Entschädigung für den Schmerz war am Ende beglückender als alle Träume, und noch in Deiner Einsamkeit weißt Du es, diese Gedichte werden Dich unsterblich machen. Was ist alles vergangene, alles vertane Glück gegen diesen Lohn. Selbst wenn in wenigen Stunden wieder der Alltag beginnt, der endlose, öde Tag, die Leere, die Niedergeschlagenheit und die Unfreiheit, und der Rausch verflogen ist, bleiben die Wörter, die Bilder in Deiner Handschrift wie ein aus unvorstellbarer Tiefe geborgener Schatz.

Wie hast Du Dich losreißen können von jenen Morgenstunden aus der Todesumarmung, in der Du außer Dir, neben Dir warst? Waren danach die Tage zu lang, zu grau

und belanglos? Unerträglich der Alltag, unerträglich die wiederkehrenden Bedürfnisse der Kinder, unerträglich das ganze Leben, ein lähmender Sturz vom Gipfel letzter klarer Erkenntnis, ein dumpfes Vegetieren vom Morgen bis in die Nächte. Gäbe es ein Dasein am äußersten Rand des Lebens, wäre die Grenze ein Ort, an dem man sich niederläßt, hätte es vielleicht nicht der Tod sein müssen, der Dich vom Leben befreite. War Dein Freitod vermeidbar, fragt irgendwann jede Deiner Biographinnen. Vielleicht, wenn es einen dritten Zustand gäbe zwischen Leben und Tod, einen realen Ort Deiner Bilder. So aber schreibt Dir die Nachwelt ein Nicht Genügend fürs Leben ins Zeugnis und ein Ausgezeichnet für hervorragende Leistung, denn Vorzugsschülerin warst Du ja immer, seit Generationen die brillianteste Abgängerin von Smith College, Gewinnerin aller literarischen Preise, so hatten Deine Lehrer Dich in Erinnerung.

Wann kam der Augenblick, als der Vorschuß, den der Tod Dir für ein unannehmbares Leben bezahlte, nicht mehr hoch genug war? Wann wußtest Du, daß das Warten sich nicht mehr lohnte?

Diese Gedichte werden mich berühmt machen, schreibst Du im Oktober, vier Monate vor Deinem Tod, als Du vielleicht noch nach Auswegen ins Leben suchst, in einem Brief an Deine Mutter. Seit Monaten lebst Du in einer äußersten Anspannung allein in London, ohne Hilfe, fast mittellos, mit zwei kleinen Kindern, immer noch fassungslos vor Enttäuschung, daß Dich der Mann, den Du liebtest, verlassen konnte, und der Schmerz verwandelt sich in ohnmächtige Wut und Haß. An welchem Punkt kippt der

Haß auf den ungreifbar Gewordenen in Selbsthaß und der Tod, den man dem anderen wünscht, in den Tod, den man wie einen Geliebten an sich zieht? Aber in den lautlosen Stunden, in denen die Zeit sich zu Unendlichkeiten dehnt und die Sorglosen am tiefsten schlafen, regt sich etwas Neues, noch Unbekanntes und Du empfängst es, weißt es noch nicht zu deuten, denkst: vielleicht ein neues Leben, eine neue Liebe, Du läßt Dir die Haare schneiden, kaufst neue Kleider, machst Dich an Männer heran, die vor Dir fliehen. Du bist bereit, alles auf eine Karte zu setzen, die Du noch nicht einmal kennst. Du spürst, wie der Boden unter Deinen Füßen abschüssig wird, Deine Angst wächst, Du fürchtest, aus der alltäglichen Wirklichkeit hinauszukippen, und zwingst Dich zur Vernunft, allein um der Kinder willen.

Diese Unrast, diese angstbefrachtete Blindheit vor der Eruption der Bilder aus großer Tiefe. Dutzende Male am Tag legst Du das Tarot, das längst kein Spiel mit der Zukunft mehr ist, um die Dunkelheit, in der Du tappst, zu erhellen, irgend etwas, das spürst Du, ist dabei, deine bisherige Wirklichkeit umzukehren, etwas ganz Neues. Du denkst: die Befreiung. Schlimmer kann das Leben nun nicht mehr werden. Es war der Wahnsinn, der sich ankündigte, sagen manche Biographen, es war der Tod. So leicht ist es, die Macht der Kunst klein zu reden. Du spürst, daß das Neue, das Dich in Erwartung und Angst hält, ganz allein Dir gehört, Deine Freiheit ist – ein zaghaftes neues Ich vielleicht, unberührt von der Vergangenheit, von dem Mann, der Dich betrogen hat. Es reckt sich trotzig auf und sagt: Ich bin die größere Künstlerin, ich lasse Euch alle

hinter mir zurück. Es ist noch viel zu zart, um sich Gelassenheit leisten zu können, aber kaum ist es da, will es sich schon messen, es ist so unerhört neu, mit nichts zu vergleichen, aber der Wirklichkeit hält es nicht stand. Du verstehst nicht, daß dieses Ich, das Dir zuwächst, nicht für den Alltag bestimmt ist, im Kampf zwischen Leben und Kunst ist es nicht für das Leben gemacht. Es ist Deine Doppelgängerin, die Du mit Deinem Alltags-Ich nährst, Dein Vampir, die andere, die Dich frühmorgens heimsucht, um Dich von Dir selber zu befreien. Du sehnst Dich nach ihr, sie ist Dein besserer Teil, sie besitzt den Mut, Dich zu den Bildern am äußersten Rand des Lebens zu führen, sie besitzt den Mut zur Selbstzerstörung.

Du liebst sie, Du fürchtest sie, Du kannst ohne sie nicht mehr leben. Sie ist der Mond, der aus seiner Knochenhaube starrt, sie ist das Meer, das seine Toten entläßt, sie ist der Mahlstrom, der alles Leben ansaugt und verschlingt:

In meinen Knochen ein Schweigen, die weiten  
Felder schmelzen mein Herz.  
Sie drohen  
Mir einen Himmel zu öffnen  
Sternenlos, unbehaust, ein dunkles Wasser.<sup>5</sup>

Du hast schnell begriffen, daß alles, was die unumstößlich richtigen Bilder aus Dir herausschleudert, den tödlichen Anspruch schonungsloser Realitätsvernichtung in sich trägt. Es läßt Dich alle erdenklichen Tode sterben, und Du läßt Dich in die Unterwelt ziehen, willig und lustvoll, Du ergibst Dich selbstvergessen jedem Mörder, mit dem

sie Dich verkuppelt, Du bist jedes erdenkliche Opfertier. Darin bist Du geübt, denn immer schon hast Du Dich als gejagtes Wild, als Erlegte gesehen und hast immer Komplizen gefunden, um Dich Deiner zu entledigen. Nur um den Preis kühner, wirklichkeitszersetzender Bilder? Du hast Dein Leben in Kunst aufgelöst, und so bleibt nur die Kunst als Gegenstand der Betrachtung. Der Rest ist Abfall, Unordnung, nicht auszuhalten angesichts einer Klarheit, die das Leben in die Essenz weniger Worte drängt und dabei das ganze, unerträglich gewordene Leben verdichtet und zugleich vernichtet. Welche unwiderstehliche Verlockung! Die wachsende Lust an der Vernichtung, die Dich besessen haben muß, als wachsender Schmerz. Aber welcher Triumph, jeden Morgen von neuem das Leben, das Du nicht mehr annehmen kannst, zu besiegen, Dich selbst zu vernichten und Dich zu erheben zu jenen klaren Gipfeln reiner Verweigerung, wo das tägliche Überleben sich auslöschen muß. Sich auszulöschen als einzig mögliche Form des Überlebens: das Paradox der Kunst, der Triumph eines im Leben unmöglichen Ewigkeitsanspruchs.

War Dir das alles bewußt? Hast Du in diesen Monaten genug Distanz zu Dir selber besessen, um über Dich nachzudenken? Es gibt nur Briefe, in denen Du lügst, um Deine Mutter nicht zu beunruhigen, und Tagebücher, in denen Du weniger über Dich selber ahnst als in Deinen Gedichten. Daß Du so sehr am Leben gelitten hast, nicht erst als verlassene Frau, sondern schon als Kind, als Mädchen, hat Dich vielleicht früher als andere zum Dichten gebracht. Du wolltest alles richtig machen, und nicht nur richtig, sondern besser als alle anderen, um Dir

die Aufmerksamkeit und Liebe der Menschen zu sichern. Du wolltest alles vom Leben, und wenn das Leben ein Baum war, dann wolltest Du nicht bloß eine Blüte oder einen Zweig, sondern den ganzen Baum mit allen Zweigen und Blüten. So hast Du es beschrieben. Und Du warst bereit, Tüchtigkeit, Begabung, Charme, Schönheit und Jugend einzusetzen, um Deine hohen Ansprüche an das Leben zu erreichen. Aber Kunst fordert einen anderen Weg, Zerbrechlichkeit, Bereitschaft zu warten mit ungewissem Ausgang und Fähigkeit zur Erschütterung. Deine Briefe verraten nicht, wie Du gelernt hast, das Leben in Kunst zu verwandeln, die sich an keinen Lebenden mehr richten und nur durch den Tod einzulösen sind, nur Deine Gedichte geben Zeugnis davon.

Wie viele Botschaften von letzten Grenzgängen darf man ungestraft ins Leben schicken? Der Tod, Deine große Inspiration, hat sich Deine Bilder anverwandelt: in Stein und Marmor, in Geröll und Schwärze. Alles Weiche und Bunte, die letzten Spuren des Lebens, mußten unter seinem Blick verknöchern. Es gab keine andere Wahl. Hätte er Dich verlassen, das Leben wäre Dir unbewohnbar geworden. Er hat Dich zum Kunstwerk gemacht, er hat Dich versteinert und an sich genommen:

Die Frau ist vollendet.

Ihr toter

Körper trägt das Lächeln ihrer Vollendung.

Der Schein griechischen Ebenmaßes

Fließt in den Falten ihres Gewands.<sup>6</sup>

Oder hat er Dich am Ende doch verlassen? War das der Grund Deines Entschlusses? Als die Worte Dir wie herrenlose Pferde davonliefen und Dich sprachlos zurückließen?

Worte

Äxte

Die im Wald wiederhallen

Und Echo!

Echo, das fortläuft

Vom Zentrum wie Pferde.<sup>7</sup>

Als Deine Bilder zu versiegen drohten? Haben zuletzt die Worte, sinnentleert wie verhallende Hufschläge, in der Leere Deines Kopfes gedröhnt, als Du beschloßest, das Leben nicht mehr zu ertragen?

Du hast begonnen, altmodisch zu werden, der Opfermythos Deiner Generation hat sich verbraucht. Wir sind kühl und modern und haben das Leben im Griff, wir lernen Selbstverteidigung und denken zuerst vor allem an unsere Selbstverwirklichung. Wir wünschen uns starke Frauen als Vorbilder. Du bist unzeitgemäß wie die Lorelei. Die neuen Biographinnen stellen Dir neue Atteste aus: Du warst hypersensibel, besitzergreifend, hysterisch, es gibt genug verlassene Frauen mit kleinen Kindern, die nicht gleich im ersten einsamen Winter den Kopf in den Ofen stecken. Du warst keine starke Frau. Du wolltest eine liebende Frau sein. Warum dann der maßlose Ehrgeiz? Wozu die ständige Wut? Muß man Dein Leben gelebt haben, um es zu verstehen, muß man Dein Leben zu verstehen, um

Deine Gedichte zu begreifen? Einmal warst Du uns Töchtern gut genug als Waffe gegen Mütter und Ehemänner. Du warst das demütige Opfer, auf das wir alle unsere Demut warfen, um uns von ihr zu befreien, unseren Haß auf alle uns angetanen Zurückweisungen, unsere Hilflosigkeit. Du warst unsere Garantin, daß nichts vergeblich war, daß wir uns rächen würden, wenn auch nur mit Metaphern. Du warst unsere Lady Lazarus, unsere Amazone aus dem Jenseits, die uns half, die tödliche Verschränkung von Liebe und Opfer zu zerbrechen. Jede Bewegung braucht ihre Märtyrer. Aber hättest Du überlebt mit einem eigenen Zimmer, einem Kindermädchen und einem treuen Ehemann? Waren es äußere Umstände, die Dich in den Tod trieben? Hättest Du schreiben und leben können in einem freieren, selbstbestimmteren Leben?

Wer warst Du, bevor Du zur Märtyrerin wurdest? Das brave, kleine Mädchen, das es allen recht macht? Die Musterschülerin, die Streberin, die ihre Leistung um Liebe versteigert, die jeder liebhaben muß, weil sie so freudig gehorcht? Auf allen Fotos strahlst Du vor Eifer und Glück, immer atemlos entgegenkommend, nie offene Kritik an der Bevormundung der Lehrer und Therapeuten, der Redakteure, die Dir empfehlen, die verjährten Nummern ihrer zweitrangigen Zeitschriften zu lesen, um ihren Kunstgeschmack zu erraten. Nur tief drinnen, Deinen eigenen Augen verborgen, wächst die Wut über die ungesetzte Selbstkasteiung, den uneingestanden Selbstverlust. Die besten Schulen, die ersten Preise, das höchste Lob: Nahmst Du so die Wirklichkeit wahr, als etwas, das sich in Kritik oder Lob nur auf Dich bezog? Jede Kritik

eine Vernichtung, jedes Lob eine Selbsterhöhung oder überhaupt erst das Recht, ein Selbst zu werden? Ein Selbst, das schon im atemlosen Wirbel eines einzigen Großstadtsommers zerbrach, als Du mit einem Stipendium von *Cosmopolitan* allein in Manhattan lebstest. Waren Deine Zusammenbrüche vielleicht nur Befreiungsversuche aus der strengen Selbstdisziplin, die Dir keine Schwäche erlaubte? Aber nur für kurze Zeit warst Du das ungezogene Kind unter der Kellertreppe, das sich keinem Wettbewerb mehr stellen wollte, und sei er das Leben, das die totale Verweigerung in sich hinein fraß. Darunter ging es nicht bei einer, die den Gehorsam bis zur Selbstaufgabe betrieb. Wer kennt ihn nicht, den kindlichen Eifer, immer das Richtige zu tun, und die blinde Wut, wenn die Rechnung nicht aufgeht, den ohnmächtigen Zorn gegen das eigene, fremde Ich, das die anderen Dir vorschrieben und dann doch nicht wollten. Wie, es gefällt euch nicht? Dann zerstöre ich es, ich habe das Recht dazu, wie eine Katze habe ich neun Leben. Du tust es wieder und wieder, bis es gelingt.

Was bleibt, außer dem für die anderen konstruierten Ich? Das Leben? Die Wirklichkeit? Spiegelungen, und nicht einmal Deiner Träume. Das Leben führen immer die anderen. Es ist wie ein Film, dem Du zusiehst, auch Du selber kommst darin vor, doch Du fühlst nichts, es bleibt windstill, das Leben kann nicht herein. Du sitzt unter der Glasglocke, die andern klopfen an die durchsichtige Mauer, die Dich von ihnen trennt. Du kannst nicht einmal Dich selber spüren, das bereitet Dir wütenden Schmerz. Aber die Entschädigung dafür lohnt sich: Du stehst am Rand mit unbestechlichem Blick und verwandelst das Le-

ben in leuchtende Bilder, in Kunstgegenstände, an denen Du feilst, Du hast den Medusenblick und das letzte Wort. Die Wirklichkeit gehört Dir als Stilleben, Du mußt sie töten, sie ausbluten und in Stein verwandeln, rasch, bevor sie Dich verschlingt. Wie sollen in diesem Kampf noch Leben gerettet werden?

Gab es auch Glück? Natürlich gab es die Augenblicke des Glücks, die Höhenflüge des Glücks waren genauso atemberaubend wie die Tiefen des Unglücks. Der wilde Trubel der Studentenparties in den fünfziger Jahren, die strahlende Sylvia, platinblond gefärbt, am Strand von Neuengland, von Liebhabern umringt, nicht einem, nein, einem halben Dutzend, die sie geschickt gegeneinander ausspielt, la belle dame sans merci, von Liebe ist nicht die Rede, sie genießt ihre Macht, Preise für beste Gedichte und beste Kurzgeschichten, erste Erfolge, das Fulbright-Stipendium für die Cambridge University, sichtbare Zeichen wachsender Macht, dann die große Liebe, Ted, die heimliche Hochzeit, die Kinder, das Farmhaus auf dem Land, und im Mittelpunkt, immer die Achse des Geschehens, um die die Welt sich dreht: Du, als femme fatale, als Dichterin, und plötzlich eine neue ungewohnte Rolle – als liebende, hingabefähige junge Frau, als fruchtbare Erdmutter, die sich in der Liebe ihrer selbst entledigt – das war das Bild, das Du zuletzt, vor der Katastrophe, von Dir entwarfst. Wie hätte eine in der Liebe sich ausruhen können, die sich selber so leicht verlor, die sich sosehr davor fürchtete, verschlungen zu werden? Dich zu retten war eine Frage des Überlebens, auch wenn Ted es war, der Dich verließ.

Ging es denn in all Deinen Selbstentwürfen um Macht? Keine Macht ist so berauschend wie die, die Wirklichkeit zu unterwerfen: die Verwandlung des Lebens in Kunst. Du wirfst Deine Innenwelt wie ein weites Netz über die Dinge, färbst sie ein mit dem Schwarz Deiner Verzweiflung, dem Rot Deines Zorns, dem gespenstischen Weiß Deiner Todessucht. Es gibt nur mehr Innen. Immer wieder hast Du in Deinem unermüdlich herbeigeschriebenen Tod die Wirklichkeit entleibt, immer wieder das Leben im Namen der Kunst vernichtet. Im Leben hast Du Deine Macht selten genossen, sie richtete sich zu schnell gegen Dich, aber allein, am Schreibtisch, um vier Uhr früh, und wenn die fertigen Gedichte vor Dir lagen wie neugeborene Kinder – dann warst Du mit Sicherheit glücklich und von Deiner Macht berauscht. Aber zusammengerechnet, wie viele Stunden des Wartens kommen auf eine Minute Glück? Des Wartens auf Worte und Bilder, des Wartens auf das selbstvergessene Außer-sich-Sein, des Wartens auf Anerkennung. In den Gedichten gibt es kaum Spuren des Glücks, sogar das in den Briefen beschworene Glück mit Ted zieht Bilder der Bedrohung und Feindschaft nach sich:

Auch wir hatten eine Beziehung  
Drähte zwischen uns zum Zerreißen gespannt,  
Haken, zu tief, um sie auszureißen,  
Um den Verstand eine Schlinge,  
Die etwas Lebendiges abwürgt,  
Die Einschnürung bringt mich um.<sup>8</sup>

In den Bildern Deiner Vernichtung legst Du die Feindschaft bloß zwischen Dir und allem, was Du liebst. Vielleicht lag zu Beginn noch Hoffnung in diesen Bildern, ein Gewinn in der Selbstaufgabe, Weltgewinn durch Ich-Verlust, Durchbruch zu neuen Visionen. Scheint es nicht jedesmal, nach jeder gelungenen Zeile, jeder kühnen Metapher, als sei dies erst der Anfang, der Fuß in der Tür zu einem Gewölbe voll verborgener Schätze? Und kein Preis zu hoch, sie zu bergen. Vielleicht war Ted selbst in der glücklichsten Zeit, mehr als alles andere, ein Führer in die Unterwelt, aus der Du Kunst zu bergen hofftest. Die Kunst lag für Dich immer unten und zudem verborgen, im Meer, aus dem Dir Ertrunkenes winkte, im Dickicht einer Senke, in dem unsichtbare Fallen zuschnappten, und tief in der Erde, wo Leben und Tod einander an den Wurzeln der Bäume berühren. Dein ganzes Leben war ein Vorstoß an eine Grenze, von der Du wissen mußt, daß keiner sie lebend überschreitet, und die Sprache schicktest Du als Spürhund voraus, um anzuzeigen, wo der Rand des Schweigens beginnt.

Die Rollenverteilung zwischen Ted und Dir war von Anfang an klar: Er war der Habicht im Regen, die Sonne stand hinter ihm, vor Dir stand der Mond und starrte Dich an aus seiner Haube aus Knochen, Du warst von Anfang an das willige Opfer. Im Leben sei es ganz anders gewesen, sagen die Zeugen, Du warst besitzergreifend und launenhaft, Deine Wut entbrannte über Nichtigkeiten und kannte keine Grenzen. Welche Aussage zählt, und wer hat das letzte Wort zu sagen, was schwerer wog, das was Du erlebtest oder was die anderen sahen? Dein Selbstmord

setzte Ted für alle Zeiten ins Unrecht, davor schweigen die kleinen Scharmützel, wer die Last des Alltags auf sich nahm, damit der andere frei bliebe für seine Kunst. Die Tagebücher der letzten Jahre habe er vernichtet, behauptete er nach Deinem Tod, um sie den Kindern zu ersparen. Stand in ihnen der Haß auf die Unfreiheit und die Einschnürung eines banalen Frauenalltags, der mörderische Wille, zu zerstören, was Dich knebelte und erstickte? Die verschwiegene, niemals eingestandene Tabuverletzung, die ausspricht, daß in jeder Frau eine Amokläuferin gegen die unantastbaren Werte der Familie, der Häuslichkeit und der Ordnung, niedergehalten wird?

Am Ende hast Du die ganze geballte Wut gegen Dich gerichtet, bist nur gegen Dich selber Amok gelaufen, schamlos und zornig hast Du Dich aus den Fesseln befreit und Dich selber zum Opfer gewählt. Du lagst ja schon längst mit Dir im erbitterten Kampf und konntest nicht genug bekommen von den Häutungen, dem großen Striptease, mit dem Du Dich zurückließt, Schicht um Schicht, ein weißes Blatt, das zu Boden sinkt, ein Scherenschnitt, zuletzt nur noch Abwesenheit und Echo. So hast Du den Schmerz überholt, die Liebe und ihre Verpflichtungen, die Dich wie Widerhaken am Leben hielten. Welche Befreiung, welche Vollendung der Tod Dir scheinen mußte. Eine Kurzschlusshandlung, sagen die Zeugen Deines Todes. Aber die Gedichte legen mit großer Klarheit und ohne Ausweg eine gerade Spur zu den reinen Höhen der Ichlosigkeit. Ihr zu folgen und auch beim letzten Bild nicht stehenzubleiben, welch rücksichtslose Egozentrik, welch hemmungsloser Luxus!

Doch ich frage mich, warst Du nicht neugierig, welche Bilder sich Dir am nächsten Morgen enthüllen würden, welche am Vortag noch ungeahnten Metaphern? Zehn weitere Tage Leben – zehn Gedichte mehr, ein Monat, ein halbes Jahr nur, doch was für ein Werk! Warum beschloßest Du gerade an jenem Februarmorgen, daß es genug sei? Wie weiß man, daß es genug ist und das Warten sich nicht mehr lohnt? »Die Blutfontäne ist Dichtung, sie läßt sich nicht stillen.« Vielleicht warst Du ausgeblutet, vielleicht warst Du zu gierig nach der endgültigen Enthüllung des letzten Bildes, wer weiß. Vom letzten Morgen gibt es kein Protokoll.



**Wenn man ein anderer wird, wechselt man den Namen.  
Melville-Monologe**

*Was ist es, das uns entwirft, die einen zum Untergang,  
die anderen zum Aufstieg und zur Macht?  
Ist es das Leben oder der Zufall?*

**Erster Monolog<sup>1</sup>**

Der Augenblick, in dem einem Kind das Vertrauen in die Welt genommen wird, verstreicht wie ein Aussetzen des Atems in spurlosem, lautlosem Entsetzen. Von da an regiert eine böartige Ordnung das Universum. Es gibt nun nichts mehr, was undenkbar wäre. Die Grausamkeit des Lebens hat keine Grenzen mehr. Es war die Nacht des neunten auf den zehnten Oktober 1830, die bange Nacht auf dem Hudson River, die den ersten Schatten von Bitterkeit, eine Ahnung des Ausgesetztseins auf das Leben des Elfjährigen warf. Mein Name sei der eines in die Wüste Verstoßenen. Nennt mich Ishmael. Daß einem alles in einer einzigen Nacht genommen werden kann, dazu braucht es ein ganzes Leben, um es zu begreifen. Zu verstehen,

daß nichts so ist, wie es den Anschein hat, und daß sich alles verwandeln, in Nichts auflösen kann. Der Vater, das stolze Oberhaupt der Patrizierfamilie, dem das Kind bei aller Bewunderung nie genügen konnte, weil es ihm zu wenig ähnelt, verwandelt sich in dieser Nacht in einen gebrochenen Mann. Keiner bleibt unverändert im Ansturm des Unglücks. Für das Kind, das in die Flucht mitgerissen, von seinem Platz verstoßen, in die Armut gestoßen wird, verliert die Welt ihre Verlässlichkeit. Ist das, was uns zustößt Zufall, oder geschieht es nach einem Plan, der uns verborgen bleibt?

Seit jener Nacht auf dem Hudson River vor fünfundvierzig Jahren stelle ich mir diese eine Frage, stelle sie mir in jedem Buch von neuem und habe noch immer keine Antwort, aber ich werde nie aufhören, darüber nachzusinnen. Ist es die Vorsehung, die unser Leben lenkt, ist es der Zufall, ist es ein Gott, sind wir es selber? Gibt es die Freiheit, sich zu entscheiden? Und auch die Freiheit, sich aufzulehnen? Sich zu verweigern, und sei es dem Leben, nur um frei zu bleiben? Was das ganze so furchtbar macht, ist die Unabwendbarkeit, die unverrückbare Schicksalshaftigkeit, mit der wir blind und unbeirrbar wie dumpfe Tiere mit dem Blick zu Boden auf unserem Weg dahintrotten, geradewegs ins Verderben, wie die Schildkröten der Galapagos Inseln auf ihrer Wanderung zum Meer. Daher verbietet uns die Religion, die Frage nach der Vorsehung zu stellen, weil uns die Antwort mutig und unabhängig machen würde. Damals, schon als Kind lernte ich, daß die Hoffnung die größte Grausamkeit ist, weil sie uns am Ende zu vieles schuldig bleibt. Und doch – ist das Ergeb-

nis nicht dasselbe, ob wir der Not gehorchen oder einem göttlichen Plan?

Weniger als zwei Jahre später starb mein Vater, da war ich zwölf, sein Untergang riß uns alle mit in den Abgrund. Die Zeit war über ihn hinweggegangen, er hielt dem Neuen nicht stand, der Fortschritt überrollte ihn und ließ ihn liegen, wie einen zerbrochenen Gegenstand, den das Meer an die Küste spült. Ich begann über die Zerbrechlichkeit des Menschen nachzudenken, darüber, daß für jeden von uns der Punkt, an dem er bricht, ein anderer ist, aber ein jeder kann gebrochen werden. Und ich begann, das verschwiegene Elend der Menschen zu verstehen, die heimliche Angst vor dem vernichtenden Schicksalsschlag und unsere schreckliche Verwundbarkeit.

Was danach kam, waren Dinge, die Menschen einander antun, der Onkel, der seine nächsten Verwandten um das Erbe brachte und seinen zwölfjährigen Neffen in Frondienst nahm, die Niedertracht der Verwandten und der kleinliche Geiz, mit der sie die Witwe und ihre Kinder verstießen. Menschliche Bosheit ist weder mysteriös noch unerklärlich, sie ist ganz und gar von dieser Welt und unverzeihlich. Kein Haß ist so unversöhnlich wie die Bitterkeit eines enttäuschten Kindes, das sich an bessere Zeiten erinnert und sein Los mit dem seiner glücklicheren Altersgenossen vergleicht, die in der unbeschwerten Kindheit verweilen dürfen. Damals lernte ich jedem, der Macht hatte, zu mißtrauen. Mein ganzes Leben lang habe ich die Macht gemieden und verachtet, gleichviel ob ich sie ausüben oder mich ihr unterwerfen sollte. Stets habe ich mich ihr entzogen. Ich möchte lieber nicht, sollte meine Antwort sein,

ohne Erklärung, ohne Entschuldigung, denn jedes weitere Wort wäre ein Zugeständnis an die Macht. »I would prefer not to.« Vor diesem Satz werden sie alle machtlos, die Arbeitgeber, die Verleger, die Kritiker, die Verwandten, auch Frau und Kinder, deren Besitzanspruch nach mir greift. Wenn alle Fluchtwege abgeschnitten sind und die Vormundschaft der Stärkeren uns an einen unerträglichen Alltag kettet, gibt es nur einen Ausweg: die Phantasie.

An jedem einschneidenden Übergang, immer dann, wenn man ein anderer wird, wechselt man den Namen. Nennt mich von jetzt an Ishmael. Ich bin der ins Reich der Phantasie Verstoßene. Die Welt ist ein Alptraum? Mag sein. Aber die ins Wanken geratene Wirklichkeit erregt nicht nur Grauen, unstet und wandelbar wie das Meer gibt sie den Blick frei auf seltsame, fremde Welten, auf Ahnungen, zu erschreckend und zu schön, um ihnen nicht nachzustürzen in den Abgrund. Im Angesicht des Zusammenbruchs und des Todes hatte ich die Quelle meiner Inspiration entdeckt. Die Suche nach dem Grenzenlosen, das sich nur im Augenblick des Untergangs enthüllt. Als mein Vater starb, klammerte er sich an einen Psalm wie an den letzten festen Halt, bevor er verstummte: »Mein Herz bebt in meinem Innern und Todesschrecken befallen mich, Furcht und Zittern überkommt mich und Schauer befällt mich.«<sup>2</sup> Ich aber las weiter: »Hätt ich doch Flügel gleich der Taube, ich flöge davon, daß ich anderswo zur Ruhe käme. Weit weg entflöhe ich, rastete in der Wüste.« Oder in der Grenzenlosigkeit des Meeres. Das unversehrte Glasschiff meiner frühen Kindheit schwebte mir in der Phantasie voraus, tanzte auf den Wellen, das Bild der Aus-

fahrt in einem Nachen, einem Schiff, von den Versepen genährt, die ich als Kind in schlaflosen Nächten las, die ganze Sehnsucht meiner entbehrungsreichen Jugend, das Fernweh meiner maßlosen Phantasie trieb mich vom Land fort auf die Ozeane, wo die Leere des Horizonts den Blick in die Tiefe, ins Verborgene zieht. Es mußte eine Antwort geben, sonst wäre die Ungerechtigkeit des Lebens nicht zu ertragen, sonst wäre die Bitterkeit meiner Kindheit umsonst gewesen. Den Schlüssel zum Leben habe ich gefordert, nichts Geringeres. Um dieses Geheimnis zu ergründen, muß man in der Tiefe des Meeres suchen, hinter dem Horizont, jenseits des Sichtbaren, unter der Oberfläche, die nichts verrät. Ich liebe nun einmal jene Menschen, die mit ihren Gedanken tief ins Verborgene eindringen. Jeder Fisch kann nahe an der Oberfläche schwimmen, doch nur der Leviathan kann fünf Meilen oder mehr in die Tiefe des Meeres hinuntertauchen. Und wenn *er* nicht auf den Grund stößt, dann reicht auch kein Senkblei dorthin. Ich meine aber gar keine Fische, ich meine jene sogenannten »Gedankentaucher«, die zum Grund der Dinge hinabgetaucht und mit blutunterlaufenen Augen wieder heraufgekommen sind, vom Anbeginn der Welt bis heute.

## Zweiter Monolog

Was ist des Menschen Platz im Universum? Es schien mir damals, in meiner Jugend, als gäbe es nicht allzuvielle Möglichkeiten, diesen Platz zu finden, für solche wie Ely Fly und mich, zwei verstoßene, schuldlos ausgesetzte Kinder.

Wir waren Freunde seit der Schulzeit, die unsere Armut frühzeitig beendet hatte. Ich war zehn Jahre alt, als ich die Schule verlassen mußte, mein Leben lang ließ man es mich spüren, daß ich mir meine Bildung selber angeeignet habe. Der verzweifelte Hunger und die Demut des Autodidakten begleiten mich bis heute. Bis sie mich vergaßen, blieb ich für meine Literatenfreunde der ungebildete Matrose, der bei den Kannibalen lebte. Ely Fly, ich sehe ihn noch vor mir, den blassen Hilfslehrer – fadenscheinig an Rock und Seele, an Leib und Verstand – wie er unablässig seine alten Grammatiken und Wörterbücher abstaubte. Sein wunderliches Taschentuch, wie zum Spott mit den bunten Flaggen aller Herren Länder verziert – wie gern wischte er damit über die alten Schwarten! Es brachte ihn immer auf stille, freundliche Gedanken an den eigenen Tod. Er war ein Ausgestoßener, der nicht aufbeehrte, ein Hiob, demütig vor dem Schicksal und nicht ohne Würde, sauber, dürftig, anständig und unendlich hilflos, ein Mensch, von Natur und Mißgeschick zu bleicher Hoffnungslosigkeit bestimmt. Fast immer einsam, immer fremd, denn Einsamkeit und Fremdheit sind Zwillinge und eng verwandt mit Angst und Ausgestoßensein. Beinahe zehn Jahre lang waren wir unzertrennlich, auf Arbeitssuche bis nach Ohio, wo uns keiner wollte. In der Jugend sind wir hilflos aus Unwissenheit, später aus Enttäuschung und Bitterkeit. Ely war zu schwach für körperliche Arbeit, ich arbeitete für zwei, dann fanden wir eine Anstellung als Kopisten, er schrieb auch noch meine unleserliche Schrift ins Reine, er schrieb für zwei, mit dem Blick auf eine hohe Ziegelmauer direkt vor seinem Fenster, schwarz, von Alter und immer-

währendem Schatten. Dort ließ ich ihn zurück, und unsere Wege trennten sich. Machte ich mich schuldig, als ich ihn verließ, um als Matrose anzuheuern? Nichts, was Ely je begann, wollte ihm gelingen. Einsam und schweigsam trieb er durch sein kurzes Leben, als triebe er ausgesetzt in der Unendlichkeit des Meeres, unfähig zu ergreifen, was für andere die glücklichen Augenblicke sind, bevor er allmählich ins Nichtsein hinüberging, ein Mensch ganz ohne Drang, sich zu behaupten, sich oder anderen etwas zu beweisen. Alle, die ja sagen, lügen. Wer aber nein sagt, der überschreitet Grenzen mit nichts im Gepäck als sein eigenes Selbst. Für Ely Fly waren Willen und Notwendigkeit keine Ansprüche, denen er sich beugte. Seine Gelassenheit, die ihn mit siebenunddreißig Jahren sanft und unerbittlich aus dem ungelebten Leben führte, war eine Art von Freiheit: Ich ziehe es vor, nicht mehr zu schreiben. Ich ziehe es vor, nicht mehr zu leben. Einer, der nichts will, bleibt frei von aller Bosheit, er bleibt unschuldig wie Adam vor dem Sündenfall, ein sprachloser Engel. Wie furchtbar, wie unerklärlich, ein Leben, das auf halbem Weg erlischt. Ely Fly, der Schreiber, der Kopist, war Gottes großes Gelächter auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Oh Ely, Freund meiner freudlosen Kindheit, oh Menschheit! Wer jedoch das Leben annimmt, der fällt unweigerlich in Schuld. Keiner bleibt von der Schuld verschont. Selbst der vom Schicksal Mißhandelte muß sich schuldig machen. Ob man sich auflehnt oder sich unterwirft, sobald man handelt, gibt es keinen Ausweg aus der Schuld.

Mir fehle der absolute Glaube an Gottes Schöpfungsplan, schrieb ein Kritiker, den *Moby Dick* in Raserei ver-

setzte. Wer von Gott redet, ist ein Lügner, hätte ich ihm entgegnen mögen. Was für ein Plan sollte das auch sein, wenn nicht wahnsinnige, absurde, selbstherrliche Willkür? Sieh her, du kläglicher Wicht, ich habe den Leviathan geschaffen! Das ist des Allmächtigen Antwort auf Hiobs Frage nach dem Sinn seines durch Gottes leichtfertige Wette mit dem Satan zerschlagenen, zerbrochenen Lebens.

Wenn der Leviathan die Antwort ist, muß man sie dort suchen, wo er seine verborgenen Bahnen zieht. In der großen Ruhe, im Ungeformten, in der Grenzenlosigkeit der Ozeane, der absichtslosen Grausamkeit der Schöpfung. Was ist größer als der Leviathan, was ging ihm voraus? Das Meer, das Unendliche, die Leere, das Nichts? Mein ganzes Leben lang habe ich gesucht, immer von neuem, auf allen Ausfahrten mit ungewissem Ausgang, auf allen Ozeanen. Das Unsichtbare lähmt und verwirrt, es ist das Schweigen Gottes und gibt keine Antwort, weil keine Sprache bis dorthin reicht. Das Unsichtbare, an dessen Schwelle man die Schuhe auszieht, die Tiefe und Unendlichkeit des Ozeans, in die man stürzt wie ein gefallener Engel, verweigern sich dem menschlichen Verstand. Der Leviathan, Gottes erster großenwahnsinniger Versuch der Schöpfung, bleibt ein Geheimnis. Aber wenn man ihn nicht in Frieden läßt, bringt er den Tod.

Das Meer ist nur an seinen gezähmten Küsten heilsam und menschenfreundlich. Kaum läßt man das Land hinter sich, zeigt es ein anderes Gesicht, lebendig und gewalttätig, und seine Tiefen sind unbegreiflich, unheimlich, ganz und gar fremd: Der stechende Geruch des Seetangs, wenn

an den verbrannten Lavafelsen des Äquators die Brandung an ihm zerzt, als wäre es das zottelige Fell eines Seeungeheuers. Der Gestank des Tran-Kessels auf Deck eines Walfängers. Das durchdringende, eintönige Rauschen der Wellen auf hoher See, das jeden anderen Laut ertränkt. Das böse Glitzern des Wassers zur Mittagsstunde in der Äquatorsonne und das metallische, kalte Licht über der reglosen Wasseroberfläche, bevor ein Sturm losbricht.

Das habe ich dort gelernt: Die Schöpfung ist böse und grausam und gleichgültig auf eine Weise, wie Menschen es nie begreifen können. Ihre Schrecken können dich vernichten, zermalmen, und sie bleibt unschuldig wie am ersten Tag. Alles Sichtbare wird ewig nur Symbol bleiben, eine Allegorie für das ewig Verborgene. Aber auf See fiel es mir leichter, meine Netze auszuwerfen, um Bilder einzuholen, Eindrücke für später, Erfahrungen, die Früchte trugen für ein künftiges Werk, Erkenntnisse zu tief, als daß sie sich mir unverhüllt offenbarten, ich konnte nie wissen, wann sie reif sein würden, deshalb kann ich nicht aufhören zu schreiben, selbst wenn mich keiner mehr lesen will und meine Familie mich dafür haßt. Was aber ist es, dieses Unbekannte? Ist es das Schicksal, die Vorsehung, ist es Gott, ist es der Wahnsinn, der Tod – oder die Kunst?

Nirgends an Land und an den Küsten ist die Freiheit so vollkommen wie auf hoher See. Ein Schritt von der Pier auf eine Schiffsplanke, wenn das Land zurückfällt, die Küste eine feine, kaum wahrnehmbare Linie in der Ferne, den offenen Ozean vor Augen, das ist der erste Schritt aus

einem beengten, ausweglosen Leben hinaus in die grenzenlose Leere vor einem leeren Horizont. Hier herrscht die Maßlosigkeit der Natur, nichts hat hier Bestand, am allerwenigsten ein zum winzigen Punkt geschrumpftes Menschenleben.

Meine erste Bildungsreise, die junge Gentlemen meiner Herkunftsschicht gewöhnlich nach Frankreich, Italien und England unternehmen, war der Walfang im Pazifik. Auf See geht der Mensch bekanntlich aus sich heraus, in dieser Hinsicht ist Salzwasser dem Wein vergleichbar. Für eine solche Bildungsreise muß man jung und sorgenfrei sein, mit einer Begabung zum Genie und mit viel Phantasie. Doch immer war für den Wurzellosen, allorts Fremden der Aufbruch gleichzeitig auch ein Weg in die Verbannung. Und wenn ich wieder an Land ging, legte ich andere Maßstäbe an die Dinge als die Seßhaften, die Heimat haben. Die Heimat des Ruhelosen ist das Exil. Was wissen die Wichtigtuer, die zu Hause bleiben und ihre Alltagsgeschichten als Meisterwerke rühmen lassen, von der Unendlichkeit, in der man den Verstand verlieren kann, wie ein kleiner Matrose, der mitten auf dem Ozean über Bord gegangen ist? Wer war der Ewigkeit jemals so nah wie ich? Wie kann man ein Werk beginnen ohne Aufbruch, wie ins Unbekannte vordringen, ohne unterwegs gewesen zu sein? Wer von den seßhaft Gebliebenen hat die äußerste Einsamkeit erfahren, wenn sich die Erbarmungslosigkeit der Naturgesetze mit der Verlassenheit verbündet? Seither ist mir, als müsse ich auf der Suche nach einer Spur Leben immer wieder über das schwarze Lavageröll der Encantadas wandern, so leer und tot wie die Erde am Jüngsten Tag.

Das Unbekannte ist immer an der Rückseite des Lebens, es ist die dem Tod zugewandte Seite.

Das Böse dagegen hat der Mensch in die Welt gebracht. Aber was ist das Böse? Was ist der Tod? Oder der Wahnsinn? Wie nah muß man an sie heran, um das Geheimnis des Lebens zu entziffern? Sie halten mich für einen einfältigen Matrosen. Sie schrieben in ihren Kritiken, ich sei ein gottloser Autor, aber wer außer mir hat je so unnachgiebig das Göttliche gesucht? Im Unterschied zu ihnen habe ich immer nur das geschrieben, was mir der große Verleger der Menschheit befohlen hat, Ewigkeiten, bevor er »Die Welt« veröffentlichte. Und nie habe ich dabei von Gott gesprochen, diesem grausamen Unbekannten. Ich habe das Göttliche gesucht und das Böse gefunden. Ich habe das Böse im Innersten der gequälten Seele aufgespürt und im Nahkampf besiegt. Ja, die Kritiker haben recht, auf andere Weise als sie denken: Ich habe ein böses Buch geschrieben und fühle mich makellos wie ein Lamm.

### Dritter Monolog

Das Böse hat eine Macht, die der Unschuld verwehrt ist. Oder liegt bereits im Willen, der nach Macht strebt, die Wurzel des Bösen? Unterliegt das Gute nur, weil es der Macht entsagt?

Der Vater, der, erst dreißigjährig, im Wahnsinn starb, die äußerste letzte Ohnmacht meines geliebten Idols und Vorbilds, am Ende sogar von sich selber im Stich gelassen, muß sich mir tief eingepägt haben, daß ich immer nur

die zum Untergang Bestimmten liebe. Die vielen Tode, die mir nahegingen, Menschen, die mir am nächsten standen, manchmal fürchtete ich, der Tod ginge wie eine böse Ansteckung von mir aus und raffte dahin, was ich am meisten liebte. Als bräuchte ich nur an den Tod zu denken, und er schlüge zu. Zuerst der Vater, dann mein ältester Bruder Gansevoort, mein Freund Charles Fenno Hoffman, der Deutsche Alfred Adler, der mich bei meiner ersten Überfahrt nach England in langen Nachtvorlesungen die Philosophie Europas lehrte, sie alle starben jung und in der äußersten Machtlosigkeit geistiger Umnachtung. Als gäbe es ein Gesetz, daß man jung und phantasievoll sein, zur Ausschweifung des Geistes neigen, verarmt und ohne Einkommen sein müsse, um der Schmach des Todes im Wahnsinn zu erliegen. Aber steckt nicht in allen von uns derselbe Brennstoff, der das gleiche Feuer entfachen kann? Müßte man nicht das Hirn eines Spatzen haben, wenn man noch nie die Nähe des Wahnsinns in sich gespürt hat? Was ist der Wahnsinn? Immerhin ein leuchtender Kern von Sinn inmitten der Finsternis? Dabei schienen sie alle zu Glanz und Macht bestimmt. Gansevoorts Aufstieg zum Volkshelden glich einer Fieberkurve, als würde er fast ohne sein Zutun in den Himmel emporgerissen. Und dann, zwei Jahre später, wie im Flug getroffen der Sturz, den niemand aufhielt, am wenigsten er selber. Ich wurde zum zweiten Mal zum Fährmann des Todes auf dem nächtlichen Hudson River. So, wie ich mit einem vor Verfolgungsangst fassungslosen Vater als Kind in die Verbannung floh, begleitete ich auf demselben Fluß den toten Bruder auf seiner letzten Reise. Der Tod hatte schon früh

einen festen Platz in meinem Leben, schon seit mein Vater in seinem Sterbezimmer tobte, bin ich gewohnt, die Welt aus seinem Blickwinkel zu betrachten. Der Tod war immer nah, und es war unvermeidlich, daß ich seine Nähe suchte. Ich habe ihn herausgefordert auf meinen halsbrecherischen Ritten, in der Einsamkeit meiner Bergbesteigungen, beim Walfang auf hoher See, aber er hat mich verschmäht und nach denen gegriffen, die mir zunächst standen. Ich erinnere mich, wie ich einmal in der warmen, weihnachtlichen Geselligkeit eines Landhauses in den Berkshires das Gespenst einer Riesenschildkröte aus der Dunkelheit hervortauchen sah, nur ich sah es, sonst keiner, das in feurigen Lettern das Memento Mori auf dem Rücken trug. Was ist es, das uns entwirft, die einen zum Untergang, die anderen zum Aufstieg und zur Macht? Ist es das Leben oder der Zufall? Ist es die Vorsehung, die uns so handeln läßt und nicht anders, weil etwas, das zu uns gehört, uns antreibt, die Menschen für uns aussucht, die Orte, an die es uns verschlägt, etwas, das da ist und unser Schicksal lenkt und das uns hochsteigen und am Boden zerschellen läßt, als schüttelte uns eine gewaltige Faust?

Was ist der Wahnsinn? Wenn wir uns auflehnen wie Götter ohne Angst vor dem Schicksal? Ein Mensch, der in sich selbst seine eigene souveräne Natur behauptet, inmitten all der Kräfte von Himmel, Hölle und Erde, mit denen er sich mißt. Solange er überhaupt vorhanden ist, muß er darauf bestehen, mit allen Mächten auf gleicher Basis zu verkehren. Ist das denn schon Hybris? Was wäre Hiob, hätte er sich aufgelehnt? Was hat Gott, oder nenn es von mir aus die Vorsehung, uns zu vergeben? Hat er



Anna Mitgutsch

**Die Welt, die Rätsel bleibt**

Essays über Elias Canetti, Paul Celan, Emily Dickinson, Franz Kafka, Imre Kertesz, Herman Melville, Amos Oz, Sylvia Plath, Rainer Maria Rilke u.v.a.

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-630-87418-0

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Wo der Sprache die Worte fehlen, da beginnt die Literatur

Der Literatur ist die Sehnsucht nach dem Unsagbaren und der Grenzgang zwischen Sprache und Schweigen nicht auszutreiben. Ihre besten und bleibendsten Werke wissen um die Grenze des Sagbaren und nähern sich doch mit Vehemenz immer wieder den Mysterien des Lebens. Wie Literatur das tut, dem versucht Anna Mitgutsch in diesem Band nachzugehen. Ihre Essays reichen von der Bedeutung des Horizonts und des Schweigens in der Kunst über den Zivilisationsbruch der Shoah bis zu den Themen Heimat und Fremde, Exil und Emigration, Freiheit und Macht. Sie berühren Literatur ebenso wie Philosophie und Religion.